

Harald Schwinger
Der Sommer der toten Karpfen



Foto: Siegfried Ortner

Harald Schwinger, geb. 1964, lebt als freier Journalist und vielfach ausgezeichnete Autor von Prosa, Lyrik, erfolgreich aufgeführten dramatischen Texten sowie Kinder- und Jugendbüchern bei Villach.

Sein erster Roman *Das dritte Moor* (Wieser) wurde 2006 mit dem Autorenpreis des österreichischen bm:ukk für hervorragende Romandebüts prämiert.

In der Edition Meerauge erschienen bisher die Romane *Die Farbe des Schmerzes* (2013) und *Das Melonenfeld* (2020), die Erzählbände *Zuggeflüster* (2011) und *Mirós Mädchen* (2016) sowie das Theaterstück *Zala. Drama in sieben Bildern / Drama v sedmih slikah* (2011 gemeinsam mit Simone Schönett).

Sein erstes Kinderbuch *Der Schmarchesel / Osel smrčac* veröffentlichte Schwinger 2016, für *Held* und *Lautloser Morgen* (2018 und 2022, alle Drava) erhielt er jeweils den Kärntner Jugendbuchpreis.

Harald Schwinger

Der Sommer der toten Karpfen

Roman



Der Sommer der toten Karpfen von Harald Schwinger
ist der dreiundzwanzigste Band der Edition Meerauge.

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.
Verlag Heyn Ges. m. b. H. & Co. KG
Friedensgasse 23, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Österreich
www.verlagheyne.at, office@verlagheyne.at

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 90 g Coral book natural 1,5-fach holzfrei


Lektorat: Ulrike Hofstätter, Wien
Satz & Grafik: Verlag Johannes Heyn
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor, Slovenia

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2026
ISBN 978-3-7084-0725-8
Printed in EU

Der Autor bedankt sich beim Land Kärnten für ein Stipendium
zur Finalisierung dieses Romans.

Unterstützt von

LAND  KÄRNTEN
Kunst und Kultur

 Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

villach

kelag

»Das Gehirn hat ein Problem. Es besteht aus 86 Milliarden Neuronen und diese sind zu allem Möglichen fähig.«

Daniel Dennett

Sternstunde Philosophie am 28.2.2018

I

Du rettetest einer Biene das Leben.

Es ist eine zufällige Begegnung. Irgendwo. Da, wo es ein Gewässer gibt. Eine Wasserlache am Wegrand kann es sein oder ein kleiner Bachlauf oder auch der Uferbereich eines Sees. Ohne deine rettende Hand, die sich vorsichtig unter den Körper der hilflos auf der Oberfläche treibenden Biene schiebt und sie aus dem Wasser hebt, wäre sie mit Sicherheit erstickt, vielleicht auch – früher oder später – an Erschöpfung gestorben. Du hältst sie in der Hand, die du zu einer Schale geformt hast und beobachtest, wie das Tier sich langsam vom Trauma ihres eben noch sicheren Todes erholt. Wie es zaghaft mit den zarten Flügelchen zu schlagen beginnt. Du spitzt die Lippen und bläst sanft deinen Atem in ihre Richtung, um die Trocknung der Flügel zu beschleunigen. Und dann: der große Augenblick. Die Biene hebt ab und verlässt den Schutz deiner Hand. Du siehst ihr gerührt nach und in dem Augenblick, als du denkst, mit dieser Tat hättest du einen geheimen Pakt geschlossen, nicht nur mit der Biene und ihren Artgenossen, nein, auch mit der Natur an sich, mit dem ganzen Universum, vielleicht sogar mit Gott, falls du an Gott glaubst, genau in diesem kurzen Augenblick macht die Biene kehrt. Sie rast auf dich zu, landet in deinem Nacken und schlägt dir ihren mit Widerhaken ausgerüsteten Stachel in deinen Körper. Du spürst den Schmerz, duckst dich weg, als könnte diese unbeholfene Bewegung etwas ändern. Es ist der Moment, in dem

dir bewusst wird, dass es keinen Pakt gibt zwischen Mensch und Natur, zwischen Mensch und Universum, zwischen Mensch und Gott.

Es würde dich erschüttern, wenn du wüsstest, welchen Preis die Biene, deren Leben du gerettet hast, zu zahlen bereit war für ihre wütende und ungerechtfertigte Attacke auf dich. Sie kann den Stachel, der spitz wie eine Injektionsnadel ist und sich durch deine Haut gebohrt hat, nicht mehr lösen. Sie versucht es instinktiv und reißt sich dabei ihren kleinen Hinterleib aus. Samt Giftblase und Nervenknotenpunkt, der dafür sorgt, dass der Stachel weiter Gift in dich pumpt, auch wenn die Biene bereits das Weite gesucht hat. Aus ihrem herausgerissenen Stachel werden Duftstoffe freigesetzt, um dich auch für die anderen Bienen als Feind kenntlich zu machen.

Die Biene wird ihren Angriff nicht überleben. Sie wird zwar nicht verbluten, aber in einigen Tagen an einer Infektion sterben, denn ihre klaffende Wunde ist ein perfekter Ort für Bakterien, um in ihren Körper zu gelangen.

Woher kam nur ihr blinder Hass auf dich? Blind genug, um ihr eigenes Leben mit diesem Angriff zu opfern. Auf dich! Ausgerechnet! Wo du dich doch gebückt, sie aus dem Wasser gehoben und ihr sogar deinen Atem gespendet hast. Und als Dank steckt jetzt ihr giftiger Stachel, ihr gesamter Unterleib, in dir. Keine Frage: Sie hätte dich getötet, wenn ihre Größe und die Menge an Gift es ihr ermöglicht hätten. All das weißt du nicht, weil du keine Ahnung davon hast, wie eine Biene denkt.

Aber darum geht es auch nicht. Es genügt zu wissen, dass der Mann, der jetzt den schmalen Pfad entlangschreitet, auch einmal an einen Pakt glaubte. Zwischen ihm und der Natur, zwischen ihm und dem Universum,

zwischen ihm und Gott – denn der Mann glaubte an Gott. Bis auch er den Stachel in seinem Körper spürte, bis der Schmerz auch ihm die Unmöglichkeit eines Paktes vor Augen führte. Bis zu dieser einen, bitteren Erkenntnis: Es gibt keinen Pakt. Zwischen nichts und niemandem.

Der Mann geht mit den Schritten eines Büßers. Oder auch mit den Schritten der Schuld. Sie unterscheiden sich von anderen Schritten. Von jenen, die unbelastet auf die Erde gesetzt werden. Die Schritte des Mannes fallen wie Ziegelsteine – wumm, wumm, wumm – auf den weichen Boden des Waldes, durch den er zielstrebig vorwärtsmarschiert.

Unwillkürlich fragt man sich, wie es wohl im Kopf dieses Mannes aussieht. Was da vor sich geht. Sein Körper ist gebückt, keine natürliche Haltung ist es, vielmehr eine sich selbst auferlegte. Er richtet den Blick stur auf seine Füße, die er in enge Cowboystiefel gezwängt hat. Fast macht es den Eindruck, als wolle er mit jedem Schritt die Erde unter ihm verletzen, ihr seine Verachtung zeigen. Den Bäumen und Gebüsch und Pflanzen, die neben dem Pfad wuchern, schenkt er keinerlei Aufmerksamkeit. Nicht einmal den Schwarzen Holunder würdigt er eines Blickes. Das war nicht immer so. Noch vor kurzer Zeit war er voller Dankbarkeit gewesen. Aber jetzt denkt er nur noch an Schlaf. An einen tiefen, narkoseähnlichen Schlaf. Einen, der ihn seiner Stumpfheit entreißt und sein Herz betäubt, bis er die Orte nicht mehr fühlen kann, die ihn umgeben.

Der Tag ist noch sehr jung, man merkt es nicht nur an der Feuchtigkeit, die in der Luft hängt, sondern auch an der Besessenheit, mit der die Vögel den Wald beschallen. Aber auch davon nimmt der Mann keine Notiz. Mit einem gleichgültigen Satz überspringt er einen mäch-

tigen, aber bereits halb morschen Baumstamm, den ein Sturm wohl schon vor langer Zeit über den Pfad geworfen hat.

Mit den glatten Sohlen seiner Stiefel schlingert er eine kleine Böschung hinab, dann hat er sein Ziel erreicht. Vor ihm breitet sich ein dunkles Gewässer aus. Ein kleiner, von Schilf umrandeter See. Hätte er seinen Kopf gehoben, hätte er die ungewöhnlich vielen Schwäne entdeckt, die in einiger Entfernung lautlos über das Wasser gleiten und nun überrascht zu ihm herüber blicken.

Mit schnellen Bewegungen beginnt der Mann, sich auszuziehen. Er wirft die Kleidung nicht achtlos zu Boden, sondern hängt sie über den Ast eines Baumes, der fast bis ans Ufer reicht. Seine Stiefel, die ihn bis hierher getragen haben, stellt er darunter. Der sanfte, kaum merkliche Wind kräuselt die Oberfläche des Sees. Bevor der Mann den ersten Schritt ins Wasser setzt, bindet er sich ein Tuch über die Augen, während der Stachel der Biene weiterhin unermüdlich Gift in seinen Körper pumpt.

II

Erstaunlich, wie eine Kopfwunde den Anblick eines Menschen verändert.

Das Blut hat mehrere dünne Spuren über Stirn, Nase, Wangen, Kinn gezogen. Es ist bereits getrocknet. Ein Fremdkörper, der nichts in der Außenwelt verloren hat. Diese Aufdringlichkeit, mit der es sich in den Vordergrund spielt. Man will es nicht sehen, nichts damit zu tun haben. Immer ist die Ursache, durch die es von innen nach außen gelangt, mit einem tragischen Ereignis verbunden, oder mit Schmerz. Das jedenfalls: Schmerz.

Am liebsten würde Gerti das Blut mit ihrem Dau-
mennagel herunterkratzen. Diese harte Kruste Stück
für Stück von Marthas Gesichtshaut lösen. Aber Mar-
tha wird sich bestimmt dagegen sträuben, wird sagen:
»Lass das!« Mit diesem, für sie typischen, harschen
Tonfall. Sie wird die Hand wegschlagen und Gerti dabei
einen bösen Blick zuwerfen. Als ob die Wunde, das Blut,
der Fremdkörper ihre Schuld wären.

War es das?

Eine schwierige Frage. Niemand ist durch und durch
heilig oder gar ein Engel.

*Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch
meine große Schuld.*

Immer hat sich Gerti gegen die Vorstellung, schon
schuldbeladen auf die Welt gekommen zu sein, zur
Wehr gesetzt. Was für ein haarsträubender Unsinn.
Alles Lebendige sofort in eine Schuld zu überführen.

Nein, sie will die Frage erst gar nicht aufkommen lassen. Zudem hält sich ihr Mitleid mit Martha in Grenzen. Sie war es doch gewesen, die sich eingemischt hat! Sie hätte der Bitte von Lena nicht nachkommen müssen. Und schon gar nicht auf diese Weise. Wahr ist aber auch, dass Martha es nicht verdient hat, so neben ihr zu sitzen. In diesem Zustand.

Es geht nicht um Schuld. Es geht nicht um diese Frage. Gerti wird sich deshalb auch nicht darauf einlassen. Sich nicht selbst weiter quälen.

Stattdessen fragt sie: »Welche Blutgruppe hast du?«

»Welche Rolle spielt das?«, entgegnet Martha.

»Bei Menschen mit der Blutgruppe A heilen Verletzungen schneller.«

»Du machst Witze, oder?«

Gerti weicht Marthas strengem Blick aus. Sie will sich auch das Gesicht mit den verkrusteten Blutstriemen nicht länger ansehen. Es sieht schlimm und abstoßend aus. Sie hat gelesen, Blutgruppen hätten nicht nur Einfluss auf Heilungen, darauf, ob sie schneller oder langsamer vonstattengehen, sondern auch auf den Charakter eines Menschen. Auf die Art und Weise, wie man der Welt, vielleicht auch sich selbst, begegnet. Deshalb würde sie es gerne wissen. Um die Richtigkeit dieser Theorie zu überprüfen. Der Gedanke, der Verlauf des Lebens habe weniger mit Eigenverantwortung zu tun als vielmehr mit einem vorgefertigten Schicksal, dem man nicht entrinnen kann und das sich nicht austricksen lässt, hat eine beruhigende Wirkung auf sie. Und er macht vieles leichter.

Auch wenn, und da muss sie ehrlich zu sich sein, das Schicksal es bisher nur selten gut mit ihr meinte. Im Gegenteil, es war immer hart und ungerecht gewesen und es brachte auch nicht die Art von Erlösung, die

ihr in Bezug auf Doro vorgeschwebt hatte. Damals, als sie wach im Bett gelegen war und ihn in Gedanken anflehte, endlich loszulassen.

Noch ist sie nicht bereit, das einfach hinzunehmen. Es schmerzt zu sehr. Das muss sie sich eingestehen, auch wenn es reine Zeitverschwendung ist, ihr Schicksal anzuklagen, wie ihr sehr wohl bewusst ist. Dennoch: Blindwütigen Verrat hat es an ihr verübt.

»Ich habe Blutgruppe A«, sagt Gerti. »Es ist das Blut der Jäger und Sammler. Das Blut der Zielstrebigen und Optimisten.«

»Und?«

»Nichts und.«

»Es kommt mir vor, als wolltest du damit andeuten, A wäre zweifelsfrei die beste Blutgruppe, die man haben kann ...«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»... und dass durch deine Adern selbstverständlich nur das Beste vom Besten fließt. Wohingegen unsereins sich mit minderwertigem Blut abfinden muss.«

Marthas Hände krampfen sich zusammen, während sie das sagt. Sie kann kaum verbergen, wie gerne sie ihre Finger um Gertis dünnen, faltigen Hals legen würde. Ihr dürres Japsen, das blau anlaufende Gesicht wären das einzig Heilung Versprechende für Martha.

Womit habe ich das alles verdient?, fragt sie sich. Hier zu sitzen. Mit Gerti. Mit diesem entstellten Kopf.

»Womit habe ich das verdient?«, fragt sie Gerti, auch wenn sie sich durchaus über das *Womit* im Klaren ist.

»Es tut mir leid für dich.«

Gerti sagt es, obwohl es nicht ganz der Wahrheit entspricht. Denn in ihren Augen ist Martha an der Situation, daran, wie die Dinge für sie gelaufen sind, nicht ganz unschuldig.

Martha scheint ihre Gedanken zu erraten.

»Es tut dir ganz bestimmt nicht leid«, sagt sie. »Wäre jeder an dem ihm zugewiesenen Platz geblieben, hätte es nicht so weit kommen müssen. Ist es nicht das, was du denkst?«

Natürlich denkt Gerti das. Hier sein zu müssen, in diesem Haus, das ist nicht fair. Dieser Ort hätte Doro gebührt, er ist es, der hier sein müsste, nicht sie. Wo war denn in all dem, was geschehen war, der ihr zugewiesene Platz? Sie weiß es nicht. Hat es nie gewusst, und wie es aussah, würde sie es auch nie wissen.

»Verrätst du es mir jetzt?«

»Was denn?«, fragt Martha gereizt.

»Deine Blutgruppe.«

»Ich kenne keinen Menschen, der sturer ist als du. Wenn du dich einmal festgebissen hast, dann gibt es kein Entrinnen mehr.«

Gerti findet, dass Martha in diesem Punkt Unrecht hat. Sturheit ist keine Kategorie, die auf sie zutrifft. Ein Blick auf ihr Leben zeigt eher das Gegenteil. Immer war sie viel zu nachsichtig, zu gutmütig gewesen.

»Hat es sehr weh getan?«, fragt Gerti und deutet auf Marthas Kopfwunde.

»Ehrlich gesagt, nein. Ich habe gar nichts gespürt. Alles kam so überraschend, so unerwartet. Ich hatte nicht einmal Zeit, so etwas wie Schmerz zu empfinden.«

»Ich hätte nie gedacht, dass Lena dazu in der Lage wäre.«

Martha seufzt.

»Du hast sie schon immer unterschätzt.«

Diesmal hat Martha einen wunden Punkt getroffen.

»Ist es nicht seltsam, wie alles gekommen ist?«, fragt Gerti, um nicht näher darauf eingehen zu müssen.

»Ja, seltsam.«

»Und jetzt sitzen wir gemeinsam hier fest, in diesem Haus.«

»Haus? Du nennst das hier ein Haus? Ich würde es eher als eine Schuhschachtel bezeichnen. Eine Schuhschachtel für Tote. Das ist es. So fühlt es sich an.«

»Du willst es mir also nicht sagen?«

»Was sagen?«

»Deine Blutgruppe.«

»Lässt du mich dann in Ruhe? Wenigstens für ein paar Minuten?«

Gerti nickt.

»AB. Jetzt zufrieden?«

Wie gut das passt, denkt Gerti. Menschen mit dieser Blutgruppe gelten als anstrengend, unberechenbar, selbstverliebt und sind für rücksichtsloses Handeln bekannt. Besser könnte man Martha nicht beschreiben.

»Und? Was hat es jetzt mit meinem Blut auf sich?«, fragt Martha.

»Nichts«, entgegnet Gerti. »Es ist eine gute Gruppe, du kannst zufrieden sein.«

Sie weiß, gleich wird er sagen: »Vorsichtig, langsam.«

Sie weiß es, weil er es jedes Mal sagt. Seit Wochen. Jedes Mal, wenn sie ihn dreht. Von einer Seite auf die andere. Auf den Bauch, dann wieder auf den Rücken. Auf die linke Seite, dann auf die rechte. Sie dreht ihn alle paar Stunden. Tagsüber und auch in der Nacht.

Jedes Mal sagt er: »Vorsichtig, langsam.«

Er sagt es nicht freundlich. Es klingt nach: »Noch habe ich das Sagen und daran wird sich bis zu meinem Tod nichts ändern.«

Deshalb hilft er nicht mit. Bemüht sich nicht einmal. Noch könnte er es. Das weiß sie. Aber er lässt sie im Stich.

Er liegt auf dem Rücken. Sie schiebt die Decke zurück.

»Ich muss dich auf die Seite legen. Hilfst du mit?«, fragt sie.

Er antwortet nicht.

In einigen Monaten wird sich Gerti bei Martha beklagen, wird sagen: »Ich habe mir immer alles gefallen lassen, weil ich von allen geliebt werden wollte. Deshalb habe ich mich selbst aufgegeben. Das habe ich leider zu spät begriffen. Dass man eine eigene Meinung haben muss. Zum Leben, zur Welt, die einen umgibt, zu sich selbst. Immer habe ich mich zurückgehalten. Aus Rücksicht? Aus Feigheit? Nein, nur weil ich geliebt werden wollte. Das war mein Fehler. Man wird nicht geliebt, wenn man sich zeitlebens nur für andere aufopfert. Im Gegenteil. Man wird verspottet und ausgenützt. Von allen.«

Martha wird ihr widersprechen.

»Du übertreibst«, wird sie sagen. »Es war bestimmt nicht alles nur schlecht. Du hattest doch auch schöne Zeiten.«

»Was weißt du schon?«

»Mit ziemlicher Sicherheit, dass du dich keinesfalls für andere aufgeopfert hast.«

Typisch Martha. Immer das letzte Wort. Diesmal will Gerti sich nicht geschlagen geben.

»Vielleicht hätte ich mich einfach öfter durchsetzen müssen?«

»Schau dich doch um«, wird Martha sich das letzte Wort nicht nehmen lassen. »Heutzutage will doch jeder nur seinen eigenen Kopf durchsetzen. Die Welt wird dadurch nicht besser.«

* * *

Selbst bezeichnete Teodoro – Doro, wie Gerti ihn nennt – sich gerne als Kapitän oder als Steuermann. Als einen, der jedes Schiff sicher in den Hafen bringen konnte. Immer hatte sie sich gefragt, welches Schiff er meinte. Ihre Ehe? Das war lächerlich. Das Einzige, was sie in letzter Zeit bei ihm an ein Schiff erinnerte, war sein Ächzen und Stöhnen. Beim Aufstehen und beim Hinsetzen und beim Zubettgehen. Ächzen und Stöhnen.

»Du bist ein altes Wrack geworden«, sagte sie, weil sie bei der Schiffs-Metapher bleiben wollte. »Ein altes und brummeliges Wrack.«

Sie ahmte seine Geräusche nach. Sein Ächzen und Stöhnen. Das hat ihn getroffen. Er verließ die Küche, ohne sein Essen angerührt zu haben. Als könnte er sie damit bestrafen, dass er das Essen verweigerte. Ihr schmeckte es gut. Sie ließ sich von seinem Abgang nicht irritieren. Warum sollte sie auch? Es war nicht ihr Hunger, sondern seiner. Der Kapitän verlässt das sinkende Schiff, dachte sie nur, als er die Tür hinter sich zuschlug. Der Gedanke kam gleichgültig daher, ohne Ärger, ohne Vorwurf. Das waren sie doch: ein sinkendes Schiff. Ein sicherer Hafen war schon länger nicht mehr in Sicht. Es gab kaum mehr etwas zwischen ihnen. Nichts, was man als eine einigermaßen funktionierende zwischenmenschliche Beziehung bezeichnen könnte. Was machte eine solche aus? Respekt, Höflichkeit, ab und zu ein freundliches Wort oder ein Lächeln. Darauf wartete sie schon lange vergeblich.

Zu Martha wird sie sagen: »Wir waren schon so daran gewöhnt, nebeneinanderher zu leben, dass selbst unsere gemeinsamen Erlebnisse und Erinnerungen verloren gingen.«